



Wie man heutzutage eine neue Station eröffnet

---



singen zu können auf die aufopfernde Tätigkeit dieser Menschen, die ihr Leben der Wohltätigkeit und der Nächstenliebe gewidmet haben! . . . Zehn Jahre oder noch länger bleiben die Patres auf der Station, abgeschnitten von der Welt, nur im Verkehr mit den Eingeborenen. Zweimal im Jahre sehen sie für Stunden ein Lebenszeichen der Außenwelt, wenn das Postschiff in der Bucht ankert. Sobald die Rauchfahne des Schiffes am Horizont verschwindet, gibt es nur noch Busch, Eingeborene, Einsamkeit, Fliegen und Arbeit . . . Dann nehme ich Abschied, verlasse die einsame Station, verlasse die weißen und schwarzen Menschen, denen ich mein Leben verdanke. Ich habe mir für die Zukunft die Aufgabe gestellt, immer wieder und bei jeder Gelegenheit von der selbstlosen, aufopferungsfreudigen Arbeit der Missionare zu erzählen. — Und das, was ihre schwarzen Söhne für Klausmann und mich getan haben, ist der beste Beweis für den Erfolg ihrer segensreichen Tätigkeit!“

Dieses für die Mission unter „Primitiven“ so ehrenvolle Zeugnis Bertrams verdient festgehalten und jenen vorgehalten zu werden, die der Mission unter „minderwertigen Rassen“ jeden sittlichen Wert absprechen.

## Wie man heutzutage eine neue Station eröffnet

Von P. Josef Kammerlechner, RMM.

Habe da leztthin von einem alten Missionsbruder gelesen, der die Eröffnung einer Station in den Anfangstagen der Mariannhiller Missionstätigkeit schildert und der dann meint, so etwas gibt es ja heutzutage nicht mehr. Er mag recht haben, wenn man an Natal denkt, aber bei uns in Rhodesia gibt es doch noch ganz Ähnliches, wenn auch nicht genau so.

In der Präfektur Bulawayo soll eine neue Missionsstation aufgemacht werden, St. Agid. Diese neue Station liegt in der Wankie-Reserve. Bisher wurde das Kohlenbergwerk von Bulawayo aus pastoriert. Doch man hatte dort eine Schule für die vielen Eingeborenen-Bergknappen. Da aber Wankie, die größte Kohlenmiene Rhodesias von Bulawayo mit der Bahn 21 englische Meilen (3 Meilen = 5 Kilometer) weg ist, so konnte der Pater nur einige Male den weißen wie schwarzen Katholiken dort Gelegenheit zur hl. Messe und den hl. Sakramenten geben. Er war dann Gast der Kohlenbergwerksverwaltung. Da entschloß man sich 1932 einmal einen Vorstoß in das den Eingeborenen reservierte Gebiet zu machen und dort einige Schulen aufzumachen. Da aber auf dem Kohlengebiet niemand wohnen darf, so sind die Eingeborenen an den Sambesifluß zurückgedrängt und man muß ungefähr 18 Meilen zurücklegen, bis man an die Eingeborenen herankommt. Diese wohnen nun hauptsächlich an den beiden Flußufern des Deka und Sambesi entlang. Zum Sambesi sind es von Wankie ungefähr 28 Meilen. Durch verschiedene Umstände nun entschloß sich der Apostolische Präfekt Msgr. Arnoz nicht nur mit Schulen anzufangen, sondern gleich zu versuchen, eine eigentliche Missionsstation dort aufzumachen. Unglücklicherweise mußte Hochw. P. A. Hoze, der die dortige Mission übernahm, einer Operation unterzogen werden und da die Sache drängte, weil die



Regenzeit nicht mehr ferne war, so erhielt ich den Auftrag mit Br. Mauritius dort anzufangen bis dann Hochw. P. U. Hoze wieder hergestellt wäre. Nun aber war die Sache gar nicht so einfach, denn der Platz, der für die Mission bestimmt war, war nicht so ohne Weiteres zu erreichen. Anfangs konnte man ja die Straße, die nach dem Sambesi geht benutzen, aber nach ungefähr 16—18 Meilen mußte man rechts am Defafluß abbiegen und zwar auf eine Entfernung von etwa 12 Meilen existierte überhaupt kein Weg, der mit einem Wagen befahrbar war. So standen die Dinge, als wir am 16. August mit schwer beladenem Kraftwagen von Bulawaho abfegelten. Der Plan war nun folgender: Man wollte von Wankie mit dem Kraftwagen in die Reserve fahren und mit der neu zu erbauenden Straße beginnen. Material usw. konnte dann mit dem Kraftwagen immer wieder nachgefahren werden. Nachdem wir glücklich in Wankie gelandet mit unserer Ladung, ging der Bruder gleich per Fahrrad hinaus, um auszufundschaffen, wo man am besten mit der neuen Straße durchgehe. Aber er mußte leider feststellen, daß es fast unmöglich wäre, mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln durch dieses Gewirr von Bergen und Schluchten sich durchzuarbeiten. Endlich am 23. August konnten wir den ersten Vorstoß mit unserem Kraftwagen in die Eingeborenen-Reserve wagen. Da es aber nicht gelang, so ohne Weiteres einen ausführbaren Weg zu finden, beschloß man vorläufig an der Straße zum Sambesi zu lagern. Nun waren wir zwischen Defa und Sambesi, von beiden zu weit entfernt, um Wasser holen zu können. So waren wir für Kochen und Trinken auf das Wasser angewiesen, das wir beim Abergang über den Defa in die leeren Benzinbehälter eingefüllt hatten. Aber am zweiten Tag hatten wir kein Wasser mehr zum Trinken und Kochen, da der Geschmack der eines Benzins war. Da man auch zugleich noch immer keinen ausführbaren Weg gefunden hatte, entschloß man sich mit dem Kraftwagen nach dem Sambesi hinunterzufahren, um erstens gutes Trinkwasser zu bekommen, zweitens am Sambesiufer entlang es versuchen, ob nicht dort leichter eine neue Straße zur neuerrichtenden Missionsstation anzulegen wäre. Nach einem Erkundungsmarsch entschloß man sich, diesen Plan zu versuchen und damit begannen für uns Wochen interessantesten Lagerlebens. Da in der Eingeborenen-Reserve große Hungersnot herrschte, wegen der Heuschreckenplage, so meldeten sich auch gleich Arbeiter, denen es weniger darum zu tun war, Lohn zu bekommen, als sich wieder einmal satt zu essen. Die Burschen dort am Sambesi sind noch ganz unberührt von der Kultur. Außer dem Verwaltungsbeamten und vielleicht einmal einem Police haben sie noch keinen Weißen gesehen. Gleich am ersten Tage trachteten wir möglichst weit vom sog. Picnicplatz der Weißen wegzukommen, da am Sonntag immer viele Weiße dort sind. So wurde der Weg soweit ausgehauen, daß wir mit dem Kraftwagen ungefähr 1,5 Meilen am Sambesiufer entlang vorwärts fahren konnten. Dann schlugen wir unser erstes Lager auf. So haben wir im ganzen an 6 verschiedenen Plätzen unser Lager gehabt bis wir am 6. Platz am Defafluß waren, wo wir mit Ziegelmachen begannen. Im ganzen haben wir ungefähr neun Meilen neue Straßen gemacht in etwa 3—4 Wochen. Jedenfalls eine Rekordleistung, wenn man bedenkt, daß die Straße mit Kraftwagen befahren wird. Unser Lagerleben am Sambesi entlang war äußerst romantisch. Die Leute wohnen jetzt direkt am Sambesi oder zum Teil direkt in seinem Flußbett, da sie dort bereits wieder Felder haben und diese bei Nacht ganz besonders gegen Flußpferde bewachen müssen; diese gehen des



Nachts auf die Fütterfuche aus und haben es dabei ganz besonders auf diese Gärten abgesehen. Darum hat ihnen der Eingeborene auch ewige Rache geschworen und die Flußpferde können nur froh sein, daß der König von England sie selber schützt, sie sind royal game und dürfen nicht getötet werden. Sonst würde es ihnen schlecht gehen, da der Eingeborene ihr Fleisch sehr hochschätzt und so ein Koloß von einem Flußpferd für Wo-



Frühling

chen eine Familie mit Fleisch versehen würde. Jetzt bilden sie eine Sehenswürdigkeit, da sie mit ihrer zeitlichen Pünktlichkeit täglich auf einer Sandinsel mitten im Fluß erscheinen, um sich der afrikanischen Höhen Sonnenbestrahlung auszuweichen, also sind sie hygienisch vollkommen auf dem Laufenden. Dabei teilen sie in brüderlicher Eintracht mit den Krokodilen, die ebenfalls die Sonne lieben. Die Krokodile sehen dabei aber darauf, daß sie diesen „Schwerennöttern“ nicht zu nahe kommen. Mit dem Menschen aber haben sie keine Freundschaft; schon seine Stimme ist hinreichend, ihnen ihre



Strandkur zu verleiden und ganz plötzlich abbrechen zu lassen, obwohl es nach ihrer Regel noch lange nicht Zeit wäre ins Wasser zu gehen. Ja, die Flußpferde sind wohl die größte Sehenswürdigkeit am Sambesi. Daß die Gegend von Kultur noch ziemlich unberührt ist, sieht man auch besonders an der Kleidung der Frauen. Man kann das schon in etwa verstehen bei der kolossalen Hitze dort, aber jedenfalls sind sie durch ihre Kleidung nicht behindert, denn viel Schmuck ist eigentlich ihre ganze Kleidung; dabei ist es ein sehr schlichtes Völklein. Wir haben natürlich mit unserem Kraftwagen das größte Aufsehen erregt. Manche Mütter sind mit ihren Kindern gekommen und sind Stunden lang nicht fertig geworden, dieses neuartige Vehikel zu bestaunen, das Leben hatte wie ein Tier, ja sogar „brüllen“ konnte wie ein Löwe. Für uns war die Hungersnot sogar vom Vorteil, denn wir konnten alles haben für Maismehl: Milch, Hühner und auch Arbeiter. Die meisten Arbeiter ließen sich den Lohn in Mehl auszahlen, denn auch die Frauen wollten daheim etwas haben von der Arbeit des Mannes, wenigstens wieder einmal satt werden; jedenfalls beeinflußt der Magen auch die Liebe des Eingeborenen. Im allgemeinen waren sie sehr zufrieden. Nur einmal war ein Bursche nicht zufrieden mit dem Quantum Mehl, das er für seine Milch bekam. Da versuchte er es auf sehr schlaue Weise zu seinem vermeintlichen Recht zu kommen, indem er seine Milch mit „Gänsewein“ verlängerte. Aber zufälliger Weise waren wir nicht so dumm, das nicht zu merken und als er nächsten Tag wieder mit seiner verlängerten Milch kam, erhielt er den Bescheid, wir kaufen kein Wasser, das holen wir uns aus dem Fluß und so war doch schließlich er der Dumme. Ganz wider Erwarten aber haben wir uns bei unserem Lagerleben sehr wohl gefühlt. Unsere Lebensweise war denkbarst einfach, Maissbrei, Reis und Bohnen, dazu ab und zu ein Huhn, Milch oder einen schmackhaften Sambesifisch. Unser Lager war der Boden unseres einfachen Zeltes und trotzdem haben wir uns sehr wohl gefühlt. Ganz besonders zu verzeichnen ist als Erfolg die Tatsache, daß der Pfarrer von St. Patrick seinen Leibriemen um 3 Löcher weiter zurückschnallen konnte. Somit ist St. Agid allen Interessenten in dieser Beziehung sehr zu empfehlen. Durch die Notwendigkeit immer im Freien zu lagern, haben wir den großen Unterschied in gesundheitlicher Beziehung zwischen Defauser und Sambesiufer feststellen können und so hat man sich entschlossen, nicht am Defa, sondern am Sambesi St. Agid zu bauen.

Allen aber, die einen der schönsten Plätze Rhodesias sehen wollen, kann der Schreiber dieser Zeilen nur empfehlen, einmal einen kleinen Abstecher nach St. Agid zu machen. Das ist ein Fleckchen Erde, noch unberührt vom Gifthauch moderner Kultur und er wird, falls die Bedingungen dafür gegeben sind, von St. Agid „erleichtert“ Abschied nehmen.

Wenn Ihr solche wisset, die Eifer für die Ehre Gottes haben und geneigt sind, den heiligen Missionsdienst zu übernehmen, so bestärkt sie in ihrer Überzeugung und ermahnet sie, Fleisch und Blut nicht nachzugeben, sondern, nachdem sie den göttlichen Willen klar befragt und erkannt haben, dem Rufe des Heiligen Geistes ohne Zögern zu folgen.

Papst Leo XIII.